

# Der Schmetterling,

belletristisches Beiblatt zum „Spiegel.“

## Die Creolen.

(Schluß.)

In dem Hauswesen befindet sich noch die Köchin, zwei Stubenmädchen, die Ausläuferin und der Bediente, welche gemüthlich conversiren und räsonniren, auch ein Glas Xeres als Morgenstärkung circuliren lassen, aus der Flasche, welche der Bediente eben aus dem Zimmer des Herrn gebracht hatte, um sie in der Speisekammer zu verschließen. Der Wasserträger kommt noch hinzu, ein Hausfreund, der eben das Trinkwasser ausgeleert hat und sich etwas verschnauft. Der Mann weiß viel, denn er bringt das Wasser in Häuser von Distinction und hört am Brunnen alle Begebnisse der Stadt. Leider schlägt es zwölf und der Besuch muß in die letzte Messe, wodurch natürlich die letzte Kirchensigung vertagt wird, und wir benutzen die Gelegenheit mitzuentwischen.

Ich bin es meinen Leserinnen schuldig, noch einiges über den Haushalt der Creolen beizufügen. Daß sie nicht zu früh aufstehen, habe ich schon bemerkt. Gegen 8 Uhr wird ein Täßchen Chocolate mit süßem Brod genommen, dazu vereinigt sich die Familie nicht, Jedem wird es in sein Schlafzimmer gebracht. Um 10 Uhr frühstückt man warm, gebratenes oder gestuftes Fleisch, Eier, und als ständige Schüssel bei allen Ständen Bohnen (frisoles), welche erst weich gekocht und dann mit Schmalz und Zwiebel gebraten werden. Um 3 Uhr Nachmittags ist der Mittagstisch, der seine stehenden Gerichte hat. Zuerst eine Tasse klare Fleischbrühe, dann Sopa von Reis, Nudeln und Brod gemüseartig in Fleischbrühe bis zur völligen Verdunstung der Flüssigkeit eingekocht und mit Tomaten stark gewürzt. Die Olla ist das dritte Gericht, welches auf keinem Tische fehlt. Es besteht aus Rindfleisch, Hammelfleisch, etwas Schweinefleisch, Schinken, Huhn, Würstchen, Kohl, grüne Bohnen, Möhren, Rüben, Birnen, Banane, Zwiebel, Sallery, etwas Coriander und Petersilien, alles zusammen gekocht. Auf den Tisch kommen die Vegetabilien vom Fleisch getrennt, und man nimmt nach Belieben. Nach der Olla kommen einige Principios, meist Ragouts mit scharfen Brühen von Fleisch oder Fisch, welchen eine süße Schüssel und zuletzt etwas trockenes Confect folgt. Wein nimmt man selten bei Tisch, aber nach dem Confect ein großes Glas Wasser.

Die meisten Creolen legen sich nach Tisch nieder, um Siesta zu schlafen. Um 6 Uhr wird Chocolate oder in der heißen Zeit Eis oder Obstgelé mit

Wasser genommen, eine kleine Promenade zu Fuß, Pferd oder Wagen gemacht, und dann kommt die Zeit des Theaters und der Tertullas. Letzteres sind Abendbesuche der Frauen, woran auch Männer theilnehmen. Man sitzt im Saal an den Wänden hin bei sehr dürftiger Beleuchtung (zwei Talgkerzen in dem großen Raume), raucht und plaudert; oft wird auch musicirt und ein Tänzchen gemacht; aber selten wird etwas dabei genossen, etwa Süßigkeiten und Wasser ausgenommen.

Die Abendmahlzeit ist gewöhnlich erst um 10 Uhr, etwas gebratenes Fleisch, Salat, Bohnen und etwas Süßes. Vom Tische geht es unmittelbar zu Bett.

Einladungen zu Tische sind selten; werden aber bloß fremde Männer eingeladen, so erscheinen die Frauen häufig nicht bei Tische. Der Mexikaner ist gastfrei, und es ist eine Ehrensache seine Gastfreunde gut zu bewirthen. Bei Festlichkeiten auf dem Lande ist die Zahl der Gäste oft sehr groß, und das Treiben ist dem bei Festen der homerischen Völkerbeherrscher nicht unähnlich.

In dem häuslichen Leben ist vieles verschieden von der Weise germanischer Völker. Das Leben der Frauen in ihren Gemächern hat etwas orientalisches; sie arbeiten mit der Nadel sehr schön, verstehen zu weben und zu sticken, zu singen und zu musiciren; aber es fehlt das geistige Element, Bildung des Verstandes und des Herzens, und dadurch wird leicht die Sinnlichkeit vorherrschend. Die Hausfrau hat ohnehin weniger Sorge wie hier, weil sie keine Wintervorräthe vorzusehen hat und die Wäsche allwöchentlich besorgen läßt. Man vermeidet sogar alle Vorräthe im Hause, um sie nicht dem Gesinde anzuvertrauen und nicht die Arbeit des Herausgebens zu haben. Für jede Mahlzeit wird alles Material von der Köchin oder ihrer Gehilfin im Kleinen in den Buden (tiendas) geholt, z. B. Fleisch, Fett, Gewürze, Brod u. s. w., nur die Gemüse kauft man des Morgens auf dem Markte, und die Kohlen bringt der Köhler in's Haus; denn man kocht Alles bei offenem Kohlenfeuer.

Dadurch haben die Frauen weniger Arbeit im Hause, und viele der jetzigen Generation benutzen die Zeit zur Selbstbildung durch Lectüre. Im Umgang sind sie lebenswürdig und lebhaft, und was auch europäische Frauen auszusagen haben, die Männer, welche ihrer schönen Sprache völlig mächtig sind, werden stets die Unterhaltung mit ihnen anziehend finden und ihre Reize rühmen.

Diese flüchtigen Blicke in das Leben der Creolen kann ich nicht schließen, ohne einen hervorstechenden Zug hervorzuheben, der ihm zur Ehre gereicht. Es ist dies die Achtung der Kinder gegen ihre Eltern. Die Kinder bleiben in der väterlichen Gewalt, so lange sie nicht eine eigene Familie gründen, und selbst bei der arbeitenden Klasse legt der Sohn seinen Erwerb in die Hand des Vaters, und verfügt nicht darüber ohne dessen Bewilligung. Es kommt nicht vor, daß sich Kinder an ihren Eltern vergreifen, oder daß sie ihnen geringschätzend begegneten, selbst auf die Classe der Mestizen ist diese Sitte übergegangen und wird in der Hütte wie in dem Palaste beobachtet. Von zarter Jugend an werden die Kinder nie, wenn sie ihre Eltern rufen, fragen (wie so oft bei unsern niedern Ständen) was? oder was soll ich? sondern stets: was befehlen Sie, Herr Vater, Frau Mutter? Wenn sie von ihren abwesenden Eltern sprechen, gebrauchen sie das vertrauliche: mein Papa, meine Mama, oder sie sagen: mein Herr Vater, meine Frau Mutter (Senor padre, senora madre), oder selbst: ihre Gnaden (du Mercedes). Der Sohn erlaubt sich nie in Gegenwart seines Vaters Tabak zu rauchen, selbst der erwachsene, der verheirathete Sohn nicht. Die Mutter, welche mit ihren Töchtern stets im Hause zusammensitzt, ist viel nachsichtiger, animirt sie vielleicht selbst dazu, aber bei dem Vater wagen sie es doch nicht. Der Sohn nimmt den Hut ab, wenn der Vater mit ihm spricht; wenn er sitzt, steht er auf, sobald eines der Eltern in's Zimmer tritt und bietet den Sitz an; er vermeidet, ihnen den Rücken zuzuwenden, ja er geht nicht vor ihnen vorüber, wenn er einen andern Weg nehmen kann, und wenn er dazu gezwungen ist, wird er stets sagen: verzeihen Sie, oder: mit Ihrer Erlaubniß.

In Mexico existiren keine Waisenhäuser, aber stets werden die Waisen Unterkommen finden. Die Taufpathen übernehmen bei der Taufe die Verpflichtung, Elternstelle zu vertreten, wenn die Täuflinge ihre Eltern verlieren sollten. Dieses ist keine leere Formel wie in Europa, sondern wird buchstäblich befolgt. Auch braucht die Obrigkeit nicht dazu aufzufordern; selbst der Arme holt sich seinen verwaisten Pathen, sobald er Nachricht von dem Tode der Eltern erhält, und erzieht ihn wie seine eigenen Kinder. Sind aber die Pathen gestorben, so ist stets ein Wettstreit verschiedener Familien um das verwaiste Kind. Oft hörte ich arme Leute sagen: ziehe ich doch ein Hündchen oder ein anderes Thier in meinem Hause auf, wie sollte ich nicht die Pflege eines Wesens, das mir gleich ist, übernehmen.

Dieser mitleidige Sinn zeigt sich allgemein gegen Darbende und Nothleidende; ich sah in dem Kriege mit Nordamerika Leute, welche mit eigener Gefahr verwundete Feinde pflegten und sogar verbargen,

um sie dann später wieder zu ihren Landsleuten zu führen.

Gegen seine Dienerschaft ist der Mexicaner mild und nachsichtig, und sieht sie als einen Theil der Familie an. In vielen Häusern findet man deshalb alte Diener, deren Rath man gerne hört. Die Ammen sind, wie bei den Alten, oft die Pflegerinnen mehrerer Generationen, und der Thürsteher erzählt dem Enkel, welche Pferde er dem Großvater vorgeführt habe.

So wie sich die spanische Sprache bei dem Creolen erhalten hat, so ist vieles von den Sitten des Mutterlandes in seinem Leben geblieben. Im Laufe von drei Jahrhunderten hat sich dieses nach Klima und Boden eigenthümlich entwickelt, und der Character der Creolen ist nicht mehr der des Spaniers. Eine reiche Natur, welche fast freiwillig ihr Füllhorn ausschüttet, ein heiterer Himmel, ein mildes Klima, welches den Menschen die Härte des Winters nicht empfinden läßt, haben den Creolen verwöhnt und ihn weichlicher und leichtsinniger werden lassen, als seinen überseeischen Verwandten; aber es blieb ihm der lebhafte Geist, die Erregbarkeit, der romantische Sinn. Der Spanier hält mit Zähigkeit am Alten, der mexikanische Creole ist für den Fortschritt; er ist freisinnig und tolerant selbst in religiösen Dingen, während der Spanier in Kirche und Staat stehende Formen nicht verläßt. Der Spanier arbeitet mit Stätigkeit, sucht oft den Gewinn im Kleinen und bewahrt das Erworbene für's Alter; der Mexicaner erwirbt mit Leichtigkeit, aber eben so leicht gleitet es durch die Finger; er sucht den Genuß des Augenblicks zu haschen, und läßt für die Zukunft den lieben Gott walten.

Leicht könnte ich diese Parallele weiter fortführen, aber es genüge die Andeutung. Einzelne Bilder aus dem Volksleben werden die allgemeinen Lineamente obnehin am besten vervollständigen und mit Licht und Farbe beleben.

## Ueber Lord Byron's literarischen Character.

(Nach Macaulay.)

### III.

Lord Byron hatte, gleichwie Wordsworth, nichts Dramatisches in seinem Geiste. Er war gerade das Gegentheil eines großen Dramatikers. Alle seine Charaktere sind im Wesentlichen die nämlichen. Die Verschiedenheiten der geschilderten Personen sind bloß Verschiedenheiten des Alters, der Situation und der äußern Erscheinung. So oft Lord Byron versuchte, Menschen von einer verschiedenen Art darzustellen,

machte er sie stets entweder abgeschmact, oder unnatürlich. Selim ist nichts. Bonivart ist nichts. Don Juan ist in den ersten und besten Gefängen eine schwache Copie des Pagen in der Hochzeit des Figaro. Johnson — der Mensch, welchem Don Juan auf dem Sklavenmarkt begegnet, ist eine höchst auffallende Fehlgeburt. Wie anders würde von Walter Scott ein derber, furchtloser Engländer in solch' einer Situation gezeichnet worden sein! — Das Porträt würde aus der Leinwand herauszutreten geschienen haben.

Sardanapel ist schlechter gezeichnet, als irgend eine dramatische Person, deren wir uns erinnern können. Sein Heroismus und seine Ueppigkeit, seine Todesverachtung und seine Furcht vor einem schweren Helm, sein königlicher Entschluß, sich in den vordersten Schlachtenreihen zu zeigen, und die Besorglichkeit, mit welcher er einen Spiegel fordert, damit er zu seinem Vortheil gesehen werde, — sind zwar mit aller Schärfe Juvenals einander entgegengestellt. Aber es ist nicht das Geschäft des Dramatikers, Charactere in dieser scharfen Weise der Entgegensetzung darzustellen. Das ist auch nicht die Art, wie Shakespeare den Prinzen Heinrich (in König Heinrich dem Vierten) vom Wüßling in Eastcheap zum Helden von Shrewsbury sich erheben, und wieder zum Wüßling von Eastcheap herabsinken läßt. Das ist nicht die Art, wie Shakespeare die Verbindung der Ueppigkeit und Tapferkeit im M. Antonius dargestellt hat.

Ein Dramatiker kann keinen größern Irrthum begehen, als den, jenen zugespitzten Characterschilderungen zu folgen, in welchem Satyriker und Geschichtsschreiber sich so sehr gefallen. Nur durch Wegwerfung dessen, was natürlich ist, bringen Satyriker und Geschichtsschreiber solche auffallende Charactere hervor. Ihr großes Bestreben ist gemeiniglich dahin gerichtet, jedem Menschen so viel einander widersprechende Eigenschaften, wie irgend möglich, beizulegen; und dies ist eine leicht erreichte Absicht. Vermöge gescheidter Auswahl und gescheidter Uebertreibung könnte der Geist und die Gesinnung jedes menschlichen Wesens als nur aus entsetzlichen Widersprüchen zusammengesetzt geschildert werden. Wenn aber der dramatische Dichter ein, irgend einer dieser Schilderungen entsprechendes Wesen zu schaffen versucht, scheitert er, weil er einen unvollkommenen analytischen Prozeß umkehrt. Er bringt nicht einen Menschen, sondern ein Epigramm hervor.

Kehren wir jedoch zu Byron zurück. Seine Frauen sind, wie seine Männer, alle von einer Art. Haidee ist eine halb wilde und mädchenhafte Julia; Julia ist eine civilisirte und matronenhafte Haidee. Leila ist eine verheiratete Zuleika, Zuleika eine jungfräuliche Leila, Gulnare und Medora scheinen einander entge-

gegengesetzt sein zu sollen. Ihr gegenseitiger Unterschied besteht jedoch nur in einem Unterschiede der Situation.

Es ist kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, Lord Byron habe nur Einen Mann und Ein Frauenzimmer darzustellen vermocht, — einen stolzen mürri-schen, rauhen Mann, mit trotziger Miene und mit unglücklichem Herzen, einen Verspötter seiner Gattung, der in der Rache unversöhnlich, jedoch tiefer und starker Zuneigung sich fähig zeigt; — ein Frauenzimmer, das, ganz Sanftmuth und Güte, zu liebko-sen und geliebtest zu werden verlangend, dennoch fähig ist, durch Leidenschaft in eine Tigerin verwandelt zu werden.

Aber sogar diese seine beiden einzigen Charactere vermochte Byron nicht dramatisch darzustellen. Er stellte sie dar, nicht in der Weise Shakespeare's, sondern Clarendon's. Er analysirte sie; er ließ sie sich selber analysiren; aber ließ sie nicht selber analysiren. Es wird uns z. B. in vielen höchst kraft- und geist-vollen Versen gesagt: Lara's Rede sei bitterer Sarkasmus gewesen; er habe wenig von seinen Reisen gesprochen; wenn man ihn viel mit Fragen darüber zugesetzt habe, seien seine Antworten kurz und sein Gesicht finster geworden. Aber wir erhalten keine von Lara sarkastischen Aeußerungen und kurzen Antworten. Das ist nicht die Weise, wie die großen Meister in der Darstellung der menschlichen Natur menschliche Wesen gezeichnet haben. Homer sagt uns niemals, daß Nestor lange Geschichten von seiner Jugendzeit zu erzählen liebte. Shakespeare sagt uns niemals, daß in Jago's Geist Alles, was schön und reizend ist, mit irgend einem unflätigen und niedrigen Gedanken vergesellschaftet war.

In der fraglichen Beziehung ist es interessant, die Neigung zu beobachten, welche bei Lord Byron der Dialog stets verräth, seinen dialogischen Character zu verlieren und Monolog zu werden.

Die Scenen zwischen Manfred und dem Gemsenjäger, zwischen Manfred und der Alpenfee, zwischen Manfred und dem Abt, sind Beispiele von dieser Neigung. Manfred führt, nach wenigen Worten der Anderen, das ganze Gespräch allein. Die anderen Mitredner sind fast nichts, als gute Zuhörer. Sie lassen gelegentlich eine Frage oder Bemerkung fallen, durch welche Manfred wiederum auf das uner-schöpfliche Thema seiner persönlichen Gefühle gebracht wird.

Wenn wir die besonders schönen Stellen in Lord Byron's Dramen prüfen, — z. B. die Beschreibung Roms unter Manfred, die Schilderung eines venetianischen Festes im Marino Faliero, die letzte Schmäherei, welche der alte Doge gegen Benedig ausstößt; — so werden wir finden, daß in diesen Reden nichts Dramatisches ist, daß kein Theil ihrer

Wirkung von dem Character oder der Situation des Sprechenden herrührt, und daß dieselben eben so schön oder noch schöner gewesen sein würden, wenn sie als Bruchstücke reimloser Gedichte von Byron veröffentlicht worden wären. Bei Shakespeare hingegen findet sich schwerlich eine Rede, von welcher das Nämliche gesagt werden könnte.

Kein einsichtsvoller Leser der Dramen Shakespeare's kann es daher leiden, sogenannte „schöne Stellen“ daraus genommen zu sehen, oder irgend eine Stelle, z. B. „Sein oder Nichtsein“, als eine Probe von der Größe des Dichters angeführt zu hören.

Die eben erwähnte Stelle hat ohne Zweifel Werth als dichterische Arbeit überhaupt; dieser allgemeine Werth verschwindet aber gegen den Werth, welchen diese Rede dadurch erhält, daß sie dem Character und der Stimmung Hamlets angemessen ist.

Man kann deshalb ohne Uebertreibung sagen, daß die großen Dramen Shakespeare's, wenn man dieselben aller, gewöhnlich als „schöne Stellen“ bezeichneter Stellen beraubte, — weniger verlieren würden, als jene Stellen dadurch verlieren, daß sie getrennt vom Stück gelesen werden. Dies ist vielleicht das höchste Lob, welches einem dramatischen Dichter ertheilt werden kann.

Dagegen darf bezweifelt werden, ob in allen Dramen Byrons eine einzige merkwürdige Stelle ist, welche irgend einen Theil ihrer Wirkung oder ihres Interesses ihrem Verknüpftsein mit den Characteren oder der Handlung verdankt. So viel wir uns erinnern, hat Byron nur eine Scene geschrieben, welche wahrhaft dramatisch zu sein scheinen könnte, — die Scene zwischen Lucifer und Cain. Die Verhandlung zwischen Beiden ist lebhaft, und jeder der Sichunterredenden hat einen gehörigen Antheil an derselben. Bei näherer Prüfung aber wird man finden, daß diese Scene unsere Bemerkungen bestätigt. Sie ist nämlich, bloß der Form nach, ein Dialog, dem Wesen nach, ein Monolog. Denn in Wahrheit ist sie ein innerhalb eines einzigen unruhigen und skeptischen Geistes geführter Streit. Die Fragen und die Antworten, die Einwendungen und die Lösungen, — Alles gehört Einem und demselben Character an.

Von einem Schriftsteller, der in erklärtermaßen dramatischen Werken so wenig dramatische Kunst offenbarte, konnte man nicht mit Wahrscheinlichkeit annehmen, er werde Erzählungen schreiben, die eine dramatische Wirkung hervorbrächten. In der That konnte auch nichts roher und nachlässiger sein, als der Bau der erzählenden Gedichte Byrons. Er scheint gemeint zu haben, daß der Entwurf zu nichts Anderem gut sei, als dazu, schöne Sachen vorzubringen. Seine beiden längsten Werke, — *Childe Harold* und *Don Juan*, — haben gar keinen Plan. Jedes von

beiden hätte zu jedweder Länge ausgedehnt oder an jedwedem Punkte abgebrochen werden können. Der Zustand, in welchem das Gedicht, der *Giaour*, erscheint, erläutert die Art, wie alle Gedichte Byrons verfaßt wurden. Sie sind sämmtlich, gleichwie der *Giaour*, Sammlungen von Bruchstücken, und wenn auch keine leeren Räume durch Sternchen bezeichnet sind, so ist es doch leicht, an der Plumpheit der Zusammenfügung zu bemerken, wo die Theile, derentwegen das Ganze zusammengesetzt wurde, enden und beginnen.

Dasjenige aber, worin sich Byron besonders vortheilhaft auszeichnet, sind Schilderungen und Betrachtungen. „Schilderungen“, wie er im *Don Juan* sagt, „waren seine starke Seite“. Hierin ist seine Manier eigenthümlich und fast unerreicht; — rasch, skizzenhaft, kraftvoll; die Auswahl glücklich; die Striche wenige und kühn. Was auch seine Fehler sein mochten, — niemals ward er, so lange sein Geist seine Kraft behielt, der Weiterschweifigkeit angeklagt.

Mag der innere Werth seiner Schilderungen noch so groß sein, so erhielten diese doch ihr Hauptinteresse durch das Gefühl, welches stets mit ihnen sich verband. Er selber war nämlich der Anfang, die Mitte und das Ende aller seiner eigenen Dichtungen, — der Held jeder Erzählung, der Hauptgegenstand in jeder Landschaft. *Harold*, *Lara*, *Manfred* und eine Menge anderer Characteren wurden allgemein bloß als Gestalten angesehen, unter deren Namen Lord Byron selber in durchsichtiger Verhüllung erschien; und es ist aller Grund vorhanden, zu glauben, daß er sie so angesehen wissen wollte. Die Wunder der Außenwelt, — der *Tago*, mit dem auf ihm segelnden mächtigen Flotten Englands, die den buntscheckigen *Korkbaum-* und *Weidenwald* überragenden *Thürme Cintra's*, die Ufer des Rheins, die *Gletscher von Clarens*, der liebliche *lemanische See*, die von *Epheu* und *Mauerblumen* überwachsenen gestaltlosen *Nuinen Roms*, die *Sterne*, das *Meer*, die *Berge*, — Alles dies war nur Nebensache, der Hintergrund für Eine finstere melancholische Gestalt.

Niemals hatte irgend ein Schriftsteller eine so unbeschränkte Herrschaft über die ganze Beredsamkeit des *Hohns*, des *Menschenhasses* und der *Verzweiflung*. Keine Kunst vermochte die immer fließende bittere Quelle der Beredsamkeit süß zu machen, kein Schöpfen sie zu erschöpfen. Niemals herrschte in Eintönigkeit so viel Mannigfaltigkeit, wie bei Byron. Von wahnsinnigem Gelächter bis zu herzerreißender Klage gab es keinen einzigen Ton menschlicher Qual, dessen er nicht Meister gewesen wäre. Ein Jahr nach dem andern, einen Monat nach dem andern, fuhr er fort, zu wiederholen, daß unglücklich zu sein, das Schicksal aller Menschen ist; — daß ausgezeichnet unglücklich zu sein, das Schicksal der aus-

gezeichneten Menschen ist; — daß alle Begierden, von welchen wir geplagt werden, gleichmäßig zum Elend führen, — wenn sie nicht befriedigt werden, zu dem Elend des Entbehrens, — wenn sie befriedigt werden, zu dem Elend des Ueberdrusses. Seine Helden sind Menschen, die auf verschiedenen Wegen an das nämliche verzweiflungsvolle Ziel gelangt, — lebensüberdrüssig, in Krieg mit der Gesellschaft sind, — in ihrer Qual nur durch einen unbefiegbaren Stolz, — gleich dem Prometheus am Felsen oder des Satans auf dem brennenden Mergel, — aufrecht erhalten werden, — durch die Kraft ihres Willens über ihre Leiden Herr werden können, — und die ganze Macht der Erde und des Himmels zum Kampfe herausfordern. Sich selber schilderte er immer als einen Mann, dessen Herz ausgedörret, — dessen Fähigkeit, glücklich zu sein, verloren sei und nicht wieder hergestellt werden könne, — dessen unbezwinglicher Geist aber dem Aergsten, was ihm hier oder jenseits widerfahren könne, Trost biete.

Wie viel von diesem krankhaften Gefühl aus einer ursprünglichen übeln Beschaffenheit des Geistes, — wie viel aus wirklichem Mißgeschick, — wie viel aus der Gereiztheit geschwächter Nerven entsprang, — wie viel eingebildet, wie viel endlich bloß affektirt war, — das zu entscheiden ist unmöglich, und würde wahrscheinlich den vertrautesten Freunden Lord Byrons unmöglich gewesen sein. Ob jemals ein solcher Mensch, wie er sich selber schilderte, vorhanden gewesen ist, oder jemals vorhanden sein kann, darf bezweifelt werden; daß aber er kein solcher Mensch war, ist außer allem Zweifel. Es wäre lächerlich, sich einzubilden, daß ein Mann, dessen Geist wirklich mit Verachtung gegen seine Mitmenschen angefüllt sei, alljährlich drei oder vier Bücher veröffentlichen werde, um die Menschen mit dieser seiner Stimmung bekannt zu machen; — oder daß ein Mann, der mit Wahrheit sagen könne, er verlange weder Sympathie, noch bedürfe er derselben, — sein, seiner Frau gesagtes Lebewohl, oder seinen, über sein Kind ausgesprochenen Segen ganz Europa werde haben hören lassen.

Im zweiten Gesange Childe Harold's sagt er uns zwar, er sei unempfindlich für Ruhm und Schmähung. Wir wissen aber, daß er einen oder zwei Tage, bevor er dem Publikum diese Versicherung ertheilte, — große, in der That — kindische Freude über die seiner „Jungfern-Rede“ im Hause der Lords ertheilten Lobsprüche empfand.

Indeß sind wir weit davon entfernt, zu glauben, seine Schwermuth sei gänzlich erheuchelt gewesen. Er war von Natur ein Mann von großer Empfindsamkeit; er war schlecht erzogen worden; seine Gefühle waren frühzeitig scharfen Prüfungen ausgesetzt worden; er war in seiner knabenhaften Liebe

unglücklich gewesen; das Mißlingen seiner ersten literarischen Anstrengungen hatte ihn gekränkt; er war in Geldverlegenheiten, er war unglücklich in seinen häuslichen Verhältnissen; das Publikum behandelte ihn mit grausamer Ungerechtigkeit; seine Gesundheit und Seelenstimmung litt durch seine unordentliche Lebensart; — kurz, er war ein unglücklicher Mensch. Er entdeckte aber bald, daß er, indem er sein Unglück vor der Menge zur Schau trug, gewaltiges Aufsehen erregte. Die Welt ermunterte ihn auf alle Weise, von seinem geistigen Leiden zu reden. Das Interesse, welches seine ersten Bekenntnisse erweckten, bewog ihn, Vieles zu heucheln, was er nicht fühlte; und die Heuchelei wirkte wahrscheinlich auf seine Gefühle zurück. In wie weit der Charakter, in welchem er sich darstellte, echt war, und in wie weit theatralisch, das zu sagen, würde wahrscheinlich ihn selber in Verlegenheit gesetzt haben.

Darüber kann indeß kein Zweifel sein, daß dieser merkwürdige Mann den ungeheuren Einfluß, welchen er auf seine Zeitgenossen ausübte, wenigstens eben so sehr seiner schwermüthigen Selbstsucht, wie der wirklichen Macht seiner Poesie verdankte. Wir haben freilich niemals recht einsehen können, woher es kommt, daß Selbstsucht, so mißlieblich in der Unterhaltung, so beliebt in Büchern ist; oder worin es liegt, daß Menschen, die in ihren Schriften Eigenschaften und Gefühle heucheln, welche sie nicht haben, — ihre Zeitgenossen weit leichter täuschen, als die Nachwelt. Das Interesse, welches die Liebeleien Petrarca's in seiner eigenen Zeit erregten, — und die mitleidige Zärtlichkeit, mit welcher halb Europa Rousseau betrachtete, sind wohl bekannt.

Lesern unserer Zeit scheint die Liebe Petrarca's eine Liebe von derjenigen Art gewesen zu sein, welche keine Herzen bricht, — und die Leiden Rousseau's eher Gelächter, als Mitleid verdient zu haben, — theils erlogen, theils die Folgen seiner eigenen Verkehrtheit und Eitelkeit gewesen zu sein.

Was unsere Enkel von Lord Byron's Character, wie derselbe in seinen Dichtungen sich darstellt, denken werden, wollen wir uns nicht anmaßen zu errathen. Fest steht aber, daß das Interesse, welches er während seines Lebens erweckte, in der Literaturgeschichte ohne Gleichen ist. Das Gefühl, mit welchem junge Leser dichterischer Werke ihn betrachteten, kann nur von denen begriffen werden, welche dasselbe gleichfalls gehabt haben. Leuten, die mit wirklichem Unglück unbekannt sind, „ist nichts so köstlich süß, wie lieblicher Schwermuth“.

Dies schwache Bild des Kummers ist zu allen Zeiten von jungen Leuten für ein angenehmes Reizmittel angesehen worden. Ältere Personen dagegen haben so viel wirkliche Ursache zur Betrübniß, daß sie selten geneigt sind, „bloß aus Muthwillen so

trübselig, wie die Nacht, zu sein“; und wenige unter ihnen werden die Fähigkeit haben, viel von dem zu genießen, was Jemand „die Extase des Weh's“ genannt hat.

Aber unter der großen Klasse junger Leute, deren Lektüre fast gänzlich auf Werke der Einbildungskraft sich beschränkt, ward die Popularität Lord Byron's unbegrenzt. Sie kauften Gemälde von ihm; sie sammelten die geringsten Reliquien von ihm; sie lernten seine Gedichte auswendig, und strengten sich auf's Aeußerste an, so wie er zu schreiben, und so wie er auszusehen. Viele von ihnen übten sich im Gebährdenenspiel vor dem Spiegel, in der Hoffnung, die Windung der Oberlippe und die mürrische Miene wegzukriegen, die man an einigen seiner Porträts bemerkt. Einige warfen, um ihrem großen Führer nachzuahmen, ihre Halstücher weg. Einige Jahre lang erschien fast gar keine Novelle, ohne einen mysteriösen, unglücklichen, lavaähnlichen Burschen. Die Zahl hoffnungsvoller Kandidaten und Studenten, welche Geschöpfe mit finsternen Einbildungen, ausgehörrten Herzen, erloschenen Leidenschaften und versiegtem Thränenquell wurden, übersteigt alle Berechnung. Dieß war nicht das Schlimmste. In dem Geiste vieler dieser Enthusiasten bildete sich eine einfältige und verderbliche Verbindung zwischen Geisteskraft und moralischer Verderbtheit. Aus Byron's Poesie leiteten sie ein System der Sittenlehre, das aus Menschenhaß und Wollust zusammengesetzt war, — ein System, in welchem die beiden großen Gebote also lauteten: Haße Deinen Nächsten und liebe Deines Nächsten Weib.

Diese Nachäfferei ist verschwunden, und bald wird die Zeit Alles vernichten, was noch übrig ist von der magischen Gewalt, welche einst der Name Byron's ausübte. Für uns ist dieser noch ein junger, edler, unglücklicher Mann. Unsern Kindern wird er nur ein Schriftsteller sein; und ihr unparteiisches Urtheil wird, ohne Rücksicht auf seinen Rang oder auf sein Privatleben, ihm seinen Platz unter den Schriftstellern anweisen. Daß seine Poesie eine strenge Sichtung erfahren, — daß Vieles von dem, was seine Zeitgenossen bewundert haben, als werthlos verworfen werden wird, daran zweifeln wir eben wenig. Aber so wenig bezweifeln wir auch, daß, nach der genauesten Untersuchung, noch Vieles übrig bleiben wird, was nur mit der englischen Sprache zugleich untergehen kann.

## Erinnerungen an Nottinghamshire.

(Nach dem Französischen des Risard.)

### II.

Ruinen sind in England selten; zwei Gründe gibt es dafür. Der ausländische Krieg hat keine Zerstörungen hervorgebracht, und der Bürgerkrieg hat deren weniger hervorgebracht, als an anderen Orten. Das Wenige, was man der Art sieht, wird vielfach besucht, nicht von Fremden, welche genug mit den Merkwürdigkeiten der gegenwärtigen Civilisation zu thun haben, sondern von den Engländern selbst, welche für die Merkwürdigkeiten keines andern Landes so viel Sinn haben, wie für die ihres eigenen.

Die Grafschaft Nottingham bietet deren sehr berühmte: die des Schlosses Wiegfield, welches in dem Kriege des Parlaments gegen Karl I. zerstört wurde; die der Newstead-Abbey, worin Lord Byron seine Jugendjahre verlebte. Ganz nahe an der Gränze der Grafschaft, in Derbyshire, sind die Ueberreste des alten Schlosses Hardwiche, denen die Erinnerungen an die Gefangenschaft Maria Stuarts einen wehmüthigen Reiz verleiht.

Die Ruinen von Wiegfield krönen einen Hügel, dessen Abdachung schon eine Seltenheit in einer flachen oder nur unbedeutend bergigen Landschaft ist, es sind Trümmer des sogenannten Manor-House, ein befestigter Wohnsitz, verschieden von dem festen Schloß, keep donjon, welches zur Festhaltung des Feindes diente. Das manorhouse war der Wohnsitz adeliger Familien, und nur befestigt zur Sicherstellung gegen eine Ueberrumpelung der Parteigänger. Wiegfield war von Wilhelm Peveril bewohnt, dem natürlichen Sohn Wilhelms des Eroberers und Vorfahre jenes Peveril vom Gipfel, des Helden eines der unterhaltendsten Romane Walter Scotts. Die ersten Ruinen stammen aus dem Jahre 1446 und waren das Werk eines Lord Cromwel, Zeitgenosse des Königs Heinrich VI.

Das so zerstörte Wohnhaus wurde das Eigenthum des berühmten Grafen von Shrewsbury, Gefangenwärters der Maria Stuart, und gewissen Nachrichten zufolge soll diese Fürstin einige Jahre ihrer Gefangenschaft dort zugebracht haben.

Während der Kriege des Parlaments gegen Karl I. wurde Wiegfield belagert, und von der Parlamentsarmee genommen. Man wandte die mächtigsten Zerstörungsmittel an. Bei Nachgrabungen in der neuern Zeit hat man einige Fuß tief in der Erde Kugeln von 32 Pfund Gewicht aufgefunden. Doch haben die Kanonen der Parlamentspartei noch weniger Schaden darin angerichtet, als die letzten Eigenthümer, welche die Mauern gänzlich zerstörten, um Pachtungen zu errichten, das gewöhnliche Schicksal der mei-

sten Ruinen, von welchen man, wie von denen Roms, sagen kann, daß sie mehr das Werk der Barberini, als der Barbari sind.

Der Hauptthurm ist unversehrt geblieben. Auf dem Kamm des Hügels erbaut, übersieht er eine ungeheure Fläche Landes. Welch' vielfach verschiedenen Anblick hat die Landschaft nicht gewährt, seitdem Wiegfeld den Bastard des Eroberers zum Bewohner hatte!

Jetzt im Mittelpunkt der verschiedenen Gegend scheint der Allarmthurm eine künstliche Ruine zu sein, die wegen der Aussicht in die Umgegend erbaut ist. Die Zinnen sehen keine Krieger mehr vorüberziehen. Der Frieden hat diesem Lande sein mildes Gepräge aufgedrückt. Man tritt in den Wohnsitz ein hinter den Lämmern des Pachthofes, die in den Stall zurückkehren, nachdem sie das frische Gras, das reichlich im Schatten der Mauern wächst, abgeweidet haben. Während wir von der Höhe des Thurmes die Thäler, die Felder und einzeln hingestrente Dörfer betrachten, ließ sich ein dumpfes, schwankendes Gemurmel aus der Ferne vernehmen. Wir wandten uns um, und sahen von dem Ausgange des Gehölzes auf einer weißen Linie einen Bahnzug sich schlängelnd vorwärts bewegen.

Im Mittelalter hätte man von demselben Thurm den Zug irgend eines Abtes sehen können, der ein Maulthier mit reichen Decken und klingenden Glocken ritt; ihm folgten zu Pferde weiße Diener und Mohren, seine Pagen und seine Stallmeister.

Wir hatten zu Wiegfeld ein Picknick veranstaltet. In Frankreich versteht man darunter eine Mahlzeit, bei der Jeder seine Zechen bezahlt. Die Engländer haben den Namen beibehalten, doch die Sache verändert. Ein country gentleman beruft seine Nachbarn vom Lande zu einer Zusammenkunft im Hof seines Hauses; dort werden sie von Wagen voll Vorräthe empfangen. Man bricht nach einem meistens historischen Spazierorte auf; man richtet sich ein, zur Stunde des Luncheon anzukommen; das ist bekanntlich die Nachmittagsmahlzeit. Die Gäste essen mit vortrefflichem Appetit, doch mäßig, was auch einige Engländer mögen glauben machen, die auf dem Continent die Mäßigung aufgeben, welche sie sich in der Heimath so weislich auferlegen. Eine gleichmäßige Heiterkeit, doch ohne Ausgelassenheit, belebt das Fest auf angenehme Art. Man plaudert oberflächlich im Allgemeinen, doch Alles gleich, und wenn Niemand in der Unterhaltung die Oberhand hat, ist auch Niemand davon ausgeschlossen. Dann besucht man zusammen in Gruppen den Spazierort. So geschah es, als wir die Ruinen von Wiegfeld besuchten. Ich würde nicht davon sprechen, wenn ich nicht jetzt noch bewegt und entzückt von der Sorgfalt wäre, mit welcher unsere liebenswürdige Wirthin bei

dem Feste für ihre Gäste sorgte. Sie hatte Alles angeordnet, leitete Alles, ohne daß auf ihrem anmuthigen Gesicht mehr Zerstreuung zu sehen gewesen wäre, als in dem irgend einer Gästin.

Die Damen hatten ihre Skizzenbücher mitgebracht, sie zerstreuten sich, um Entwürfe aufzunehmen. Während die Bleistifte über das Papier flogen, durchwanderten die Männer die Ruine, bestiegen den Thurm, gingen in die unterirdischen Grüfte hinab, die dem Gebäude als Keller gedient hatten. Alle machten von ihren Aufschlüssen Gebrauch und Niemand dachte daran, sich in den Träumereien zurückzuziehen. Eine Ruine ist für Engländer, die zu einem Picknick hingekommen sind, kein Gegenstand der Schwermuth; sie ist das Ziel eines nützlichen Spazierganges, dessen genaue Kenntniß, die man sich pflichtgemäß erwerben muß, denn es handelt sich um die Geschichte des Landes.

Zwei Stunden nach uns kam ein Altherthumsforscher von Profession. Mit ihm war eine große Gesellschaft gekommen. Die beiden Gesellschaften vereinigten sich und bildeten ein imposantes Auditorium. Dieser Gelehrte hatte eine klare und verständliche Redestimme. Er gab den Ursprung des Gebäudes an, machte auf den Stil mehrerer Zeiträume daran aufmerksam, und charakterisirte deren Verschiedenheiten. Vielleicht hätte ich ihm selbst mit Vergnügen zugehört, wenn bei einer Ruine mich irgend etwas interessiren könnte, außer der Ruine selbst.

Einige allgemeine Aufschlüsse sind mir genügend, um die Zeitalter nicht zu verwechseln; das ist die Gelehrsamkeit jedes Vorübergehenden. Es würde mir jedoch übel anstehen, wenn ich den geistreichen Altherthumsforscher nur mittelmäßig schätzen wollte, der vermittelt einiger Steine, die im Meierhof liegen oder in einer Mauer einer neuen Baute eingefügt sind, ein historisches Denkmal wieder aufbaut; aber ich wundere mich, daß Jemand einen Gesellschaftskreis bei einer Ruine bilden kann, und sie verlassen mit den Beifallsbezeugungen eines Auditoriums und etwas mehr Selbstzufriedenheit.

Auch hielt ich mich entfernt, bald die zusammengestürzten Mauern betrachtend, bald den Himmel, der sein herrlichstes Licht über die Landschaft ergoß, bald den Pachthof, der in einem Winkel des Ehrenhofes ist, und die Bäume, die sich von den in Staub zerfallenen Steinen nähren, bald die Leute des Pachthofes, wie sie ihre Thiere zur Tränke führen, und die Kinder, die erstaunt darüber sind, daß große Leute aus der Ferne herkommen, um alte Steine zu besuchen.

Ich war bewegt durch diese Eindrücke von Leben und Tod, von Beständigkeit und Vergänglichkeit; die Geschichte des Menschen verhinderte mich, Interesse zu fassen für die Aufschlüsse der Lokalgeschichte.

Und da man sein Vaterland um so mehr liebt, wenn es mehr geprüft ist, so fühle ich einen geheimen Verdruß gegen die Besucher von Ruinen, welche, ruhig über die Gegenwart ihres Vaterlandes, sich so für dessen Vergangenheit interessiren können. Wenigstens, sagte ich bei mir, besteht und gedeiht die Gesellschaft, welche es nöthig hatte, solche Ruinen hervorzubringen. Vergebens messen ihre Feinde ihre Dauer ab; diese wilden Prophezeihungen rühren sie nicht; sie genießt die Gegenwart, und sie glaubt an die Zukunft, und während Alles, was ich in meinem meinem Lande denken kann, leidet und in Unruhe ist, begeben sich hier Leute voll Geist und Kenntnisse auf die Reise, um nachzuforschen, ob gewisse alte Steine sächsischen oder normännischen Ursprungs sind, ist hier ein Land, wo man für Ruinen Sorge trägt, als ob sie die letzten sein sollten. Was uns betrifft, so wissen wir nicht, ob die heut errichteten Gebäude noch morgen stehen werden. Unser Boden ist mit Trümmern bedeckt; die Schlösser sind Herbergen geworden, Kirchen sind jetzt Magazine; die Steine, die der Bauer hinan trug, um das Lehnsgebäude zu errichten, hat er wieder herabgestürzt, um Scheunen zu bauen; Alles das geschah gestern, und heute schon finden Tausende von Menschen diese Gesellschaft von gestern zu alt und wollen diese Herbergen und Scheunen in einen Schutthaufen verwandeln. Die Engländer möchten ihre Ruinen in Schreine schließen, als ob ihr Land fernerhin keine neuen sehen würde; uns verspricht man deren, die die früheren im Werth sollen sinken lassen. Handelt es sich nicht darum, die neue Gesellschaft über die Söhne ihrer Begründer zusammenstürzen zu lassen? (Schluß folgt.)

## G e d i c h t e

von

Alfred Meißner.

Abend am Meere.

O Meer im Abendstrahl,  
An deiner stillen Flut  
Fühl' ich nach langer Qual  
Mich wieder fromm und gut.

Das heiße Herz vergift,  
Woran sich's müd' gekämpft,  
Und jeder Wehruf ist  
Zu Melodie gedämpft.

Raum das ein leises Weh  
Durchgleitet das Gemüth,  
Wie durch die stumme See  
Ein weißes Segel zieht.

## Ein Aufseufzen.

Durch das Brachfeld, wo die Disteln blühen,  
Zog ich bei des Abendsroth Verglügen,  
Plötzlich hoch am weiten Himmelsbogen  
Kam ein Flug von Kranichen gezogen.

Und es regt sich vor mir in der Hecke  
Und ein Vogel stürzt aus dem Verstecke,  
Schlägt ein breites, blutiges Gefieder,  
Schreit und taumelt wieder erdwärts nieder.

'S ist ein Kranich, der sich früh am Morgen  
Bleidurchschossen im Gestripp verborgen,  
Den, da er schon nahe dem Verschenden  
Brüderruf geweckt zu neuem Leiden.

\* \* \*

Recke Freunde, trotzig von Geberde,  
Die ihr fliehen wollt die kalte Erde,  
Die den freien Gießbach hemmt am Gange  
Und die starken Vögel am Gefange.

Denket mein, wie Kraniche im Süden  
Eines Bruders denken, den mit müden,  
Bleidurchschoss'nen Schwingen auf dem blassen  
Kalten Feld der Heimath sie gelassen —

## Miszellen.

Antike und moderne Gastronomie (Wien, Tendler) heißt ein Brochürchen, welches sich die Aufgabe stellt, die Kunst der Küche, die Philosophie des Essens in historischen Bruchstücken von dem mythischen Zeitalter an bis zu unseren Tagen zur Anschauung zu bringen. Der ungenannte Verfasser führt zwischen überfeinerter Schwelgerei und naturwüchsiger Hausmannskost hindurch zur epikuräischen Würze der Tafelfreuden, die bekanntlich den rein thierischen Akt des Ernährens mit dem Blumenschleier eines philosophischen Genusses überzieht. Er führt auch eine ziemlich reichhaltige Literatur — nicht der Kochbücher, sondern der „Wissenschaft des Gaumens“ vor, und es ist nicht zu zweifeln, der Verfasser würde unter seinen Lesern viele gelehrige Schüler finden, hätte er in seiner Brochüre nicht vergessen, den Kunstgriff anzuführen, mit einem Zauberschlage ein Stück Krösus zu werden, welches jedenfalls die erste Bedingung ist, um die Theorie dieser Gastronomie in praxi zu bethätigen.